Verzeihen Sie Eveline!

Autor(en): **Bivanti, Annie**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 35

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-644452

Nutzungsbedingungen

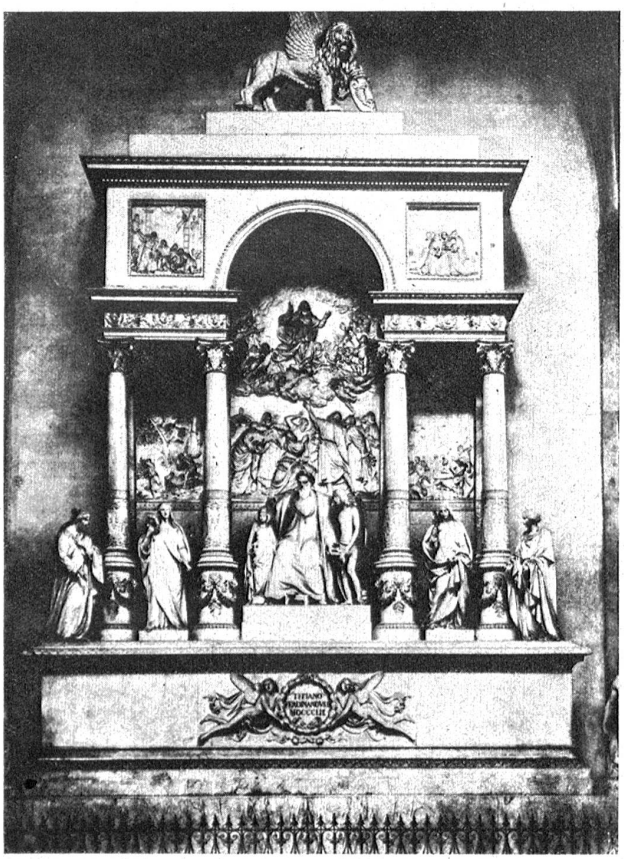
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Tizians Grab in der Sari-Kirche zu Venedig.

der Pest. Sein Grab ist in der Kirche S. Maria di Fari in Venedig.

Verzeihen Sie Eveline!

Von Annie Vivanti.

Eveline ergriff meine Hand.

„Du mußt zu ihm gehen. Du mußt mit ihm sprechen."

„Ich? Aber ich kenne ihn ja gar nicht!"

„Eben darum. Wenn er dich kennen würde, wenn er wüßte, daß du meine Freundin bist, würde er dich nicht empfangen. Nein, so geht's nicht! Du mußt als Kranke bei ihm erscheinen, als irgend eine Patientin; und wenn du dann in seinem Ordinationszimmer allein mit ihm bist, mußt du seine Hände ergreifen und ausrufen: „Herr Doktor! Verzeihen Sie Eveline!"

Ich mußte lächeln. Eveline war also noch immer so romantisch veranlagt wie einst, als wir als junge Mädchen zusammen im Pensionat Zollikofer waren?

Heute war ich nach vielen Jahren zu einem kurzen Winteraufenthalt nach Bern zurückgekehrt und hatte meine einstige Schulfreundin sogleich von meiner Ankunft benachrichtigt. Und nun saßen wir in traulicher Dämmerstunde, die für intime Mitteilungen so geeignet ist, im wohlig durchwärmten Salon der Villa Frey, ließen uns den Honig, die Melange und die Bäckereien wohlschmecken und tauschten unsere Geheimnisse aus.

Ich hatte nicht viel mitzuteilen; glückliche Frauen erleben ja nichts. Aber Eveline, die vor zwei Monaten aus dem Hause ihres Gatten geflohen war, schilderte mir schluchzend ihre Qualen.

„Annie! Wenn du wüßtest, was das heißt, allein, mit sich selbst zerfallen, in möblierten Zimmern zu leben, wenn man an jeglichen Luxus, an jeglichen Komfort gewöhnt war! Fern zu leben vom Gatten, den man anbetet..."

„Was sagst du da? Wenn du ihn anbetest, warum hast du ihn dann verlassen?"

„Ich war verrückt!" rief Eveline aus. „Ich weiß nicht, was über mich gekommen war. Ich wollte mich interessant machen; so tun, wie die Frauen in der nordischen Literatur... du weißt doch... jene bezaubernden, seltsamen, komplizierten Frauen... Gib mir nicht so viel Zucker! Er macht mich dick. Natürlich dachte ich, daß er mir nachreisen, mich zurückrufen würde. Doch nichts dergleichen! Ah, dieser Mann ist ein Ungeheuer, jawohl, ein Ungeheuer!"

Ich lächelte. „Ein Ungeheuer? Aber es sprechen doch alle von ihm wie von einem Genie!"

„Ja, ja, meine Liebe; ein Genie! Aber versuche du mit einem Genie zu leben, und du wirst sehen, es ist ein Höllendasein!"

„Du Arme! Noch etwas Schlagsahne? Er behandelte dich also schlecht?"

„Eigentlich", gestand Eveline mit einigem Widerstreben, „kann ich nicht behaupten, daß er mich schlecht behandelte. Aber er war so vertieft in seine Arbeit, in seine Berechnungen, in seine wissenschaftlichen Untersuchungen, daß er meine Existenz gar nicht bemerkte. Er war immer in seinem Laboratorium eingeschlossen, immer über das verwünschte Mikroskop gebeugt, umgeben von Hunderten von Glasstückchen mit Punkten in verschiedenen Farben... Ich galt gar nichts in seinem Leben; jeder Keim, jede Mikrobe interessierte ihn mehr als ich."

„Meine arme Eveline! Nimm doch Zwieback!"

„Wenn ich seine Hand streichelte, fühlte ich, wie seine Finger instinktiv nach meinem Puls griffen und dessen Schläge kontrollierten. Und wenn er in einem Augenblick der Hingabe seinen Kopf an meine Brust lehnte, hörte ich, wie er vor sich hinmurmelte: „Erhöhte Herztätigkeit." Und er verschrieb mir Strophantin."

Ich reichte meiner Freundin eine zweite Schnitte Schweizertorte, die sie, traurig und zerstreut, aufaß.

„Hast du versucht, ihm einen lieben Brief zu schreiben?" fragte ich.

„Ich hab ihm hundert Briefe geschrieben! Er liest sie nicht. Er bekommt sie nicht. Sein Chemieassistent, der zugleich sein Sekretär ist, hat den Auftrag, alle meine Briefe zu vernichten. Das hat mir das Stubenmädchen gesagt, mit dem ich heimlich zusammenkomme. Ah! Dieser Chemieassistent! So ein unausstehlicher Mensch! Auch er sieht im Leben nur Mikroorganismen und Krankheitskeime.

Plötzlich aufsteigende Tränen trübten ihre Augen, himmelblaue, wasserhelle Augen, wie man sie oft bei Schweizern sieht, und die an den Widerschein des blassen Himmels auf ihren Gletschern erinnern.

„Annie! Annie! Du allein kannst mich retten, kannst mir Glück und Frieden wiedergeben! Du wirst mit meinem Manne eine Stunde abmachen, dann wirst du zu ihm gehen und sagen: „Verzeihen Sie Eveline?"

Ich bin eine fügsame, nachgiebige Natur. Noch am selben Abend sagte mir das Stubenmädchen des Dr. Hilgard am Telephon:

„Es ist recht. Der Herr Professor wird Sie morgen vormittag um neun Uhr empfangen."

Und wie ich das Hörrohr einhängen wollte, hörte ich noch, wie sie hinzufügte:

„Und bitte, kommen Sie nüchtern!"

— — — — — — — — — —

Am folgenden Tage eilte ich in der prickelnden Morgenluft, die vom Oberland weht, gerade in dem Augenblick ber den Theaterplatz, als die wunderlichen Zwergfiguren auf dem massiven Turme des Zeitglockens sich in ihren Angeln drehten und mit dem Hammer neunmal auf das Zifferblatt der gewaltigen Uhr schlugen.

Ich kenne die schweizerische Pünktlichkeit; und da ich fürchtete, zu spät zu kommen, bog ich eiligst unter die Säulengänge der Marktgasse ein und gelangte atemlos an

das Haus des berühmten Pathologen, dessen Entdeckungen auf dem Gebiete der Medizin die gewagtesten und modernsten Theorien über den Haufen geworfen haben.

Das Stubenmädchen führte mich in einen großen Salon. Es wartete niemand. Auf dem großen, blanken Tisch in der Mitte kein Buch, keine Zeitung. Auf einem Sessel in der Ecke sah ich einen großen Pelzmantel; ich schloß daraus, daß der Doktor mit einer Patientin beschäftigt war.

Ich ließ mich auf den Diwan nieder und dachte entsetzt an die bevorstehende Unterredung. Würde der Doktor sofort merken, daß ich nicht krank sei? Wie sollte ich das Gespräch beginnen? Ich konnte doch unmöglich sogleich seine Hand ergreifen und ausrufen: „Verzeihen Sie Eveline...!" Beim bloßen Gedanken lief es mir heiß und kalt über den Rücken.

Ich erhob mich und ging nervös im Zimmer auf und ab. Ich trat zum Fenster und betrachtete die leuchtende Kurve der Aare. Und plötzlich dachte ich daran, zu fliehen. Doch in diesem Augenblick öffnete sich die Türe, die in das Arbeitszimmer des Arztes führte, und auf der Schwelle erschien eine Dame.

Sie war blaß, etwas dick und hatte rötliches Haar. Sie durchquerte hastig den Salon, holte ihren Pelz und kehrte zum Ordinationszimmer zurück. Ich bemerkte, daß der gequälte Ausdruck ihres Gesichtes einen seltsamen Gegensatz zu ihrem schönen, blühenden Aeußern und der ausgewählten Kleidung bildete. Indessen war der Professor an der Türe erschienen; ein schöner Mann mit hoher, offener Stirne, strengen Zügen und lebhaftem Auge; einige Silberfäden schimmerten in seinem dichten, braunen Haar.

Die Patientin grüßte nervös und er sagte freundlich zu ihr:

„Erholen Sie sich bald von dem kleinen Schrecken, den ich Ihnen verursacht habe, und kommen Sie morgen vormittag um neun Uhr wieder, um das Ergebnis der Untersuchung zu erfahren."

Die Dame verabschiedete sich. Der Professor wandte sich zu mir und lud mich mit einem leichten Kopfnicken ein, in sein Zimmer einzutreten. „Nehmen Sie Platz", sagte er und wies auf einen Lehnstuhl neben dem Schreibtisch; er ließ sich mir gegenüber nieder und richtete seine Augen fest und durchdringend auf mich.

Dieser Blick verwirrte mich; ich fühlte mich verlegen und sprach kein Wort.

„Womit kann ich dienen?" fragte er endlich.

„Ich... ich habe so viel von Ihnen sprechen gehört", begann ich, „von einer Freundin..."

Er hob ein wenig die Hand, als wollte er Komplimente abwehren.

„Was für Beschwerden haben Sie?" unterbrach er etwas trocken.

„Ja... eigentlich... ich kann sie nicht so genau beschreiben..."

Der Doktor richtete seinen Blick auf die Wand, wo eine große Pendeluhr mit rhythmischem Ticken die eilende Zeit bezeichnete.

Nach einem kurzen Schweigen fragte er wieder:

„Woran leiden Sie?"

Ich wollte ihm zuschreien: „Nicht ich leide, sondern Ihre Gattin! Die arme Eveline leidet und verzehrt sich in Sehnsucht. Verzeihen Sie ihr! Nehmen Sie sie wieder zu sich..."

Aber vor diesem ehernen, gleichmütigen Antlitz schwand all mein Mut. Ich schwieg.

„Wollen Sie mir Ihre Symptome beschreiben?"

Der Professor trommelte mit den Fingern auf dem Schreibtisch.

„Manchmal", stotterte ich verwirrt, „habe ich eine Art Schwindel. So... es dreht sich alles vor mir..."

„So?" sagte der Professor.

„Ja", sagte ich.

Und wieder war es still.

Dann ergriff er meinen Puls und drückte leise seine Finger dagegen; dann schob er ein Buch vor sich, öffnete es und tauchte die Feder in die Tinte.

„Sie heißen?"

Ich sagte es ihm.

„Wie alt?"

Ich nannte mein Alter.

„Frühere Krankheiten?"

Wie zum Trotz fiel mir nur eine entfernte Kinderkrankheit ein. „Ziegenpeter", murmelte ich.

Der Professor trug in das Buch ein: „Ziegenpeter". Dann schaute er mich lange scharf an.

„Gnädige Frau", sagte er, „ich glaube, ich kann schon jetzt ein günstiges Urteil bezüglich Ihres... physischen Gesundheitszustandes abgeben."

Ich glaubte, aus seinen Worten herauszuhören, daß er bezüglich des geistigen Zweifel hege.

„Jedoch", fuhr er fort, „stelle ich, wie Sie vielleicht wissen, eine Diagnose erst nach einer genauen Untersuchung des Blutes..."

„Ach, ich weiß es", unterbrach ich ihn, „meine Freundin hat mir von Ihren wunderbaren Entdeckungen auf diesem Gebiete erzählt. Diese Freundin, Herr Professor, ist ein liebes Geschöpf und so unglücklich!" (Schluß folgt.)

Coués Vermächtnis.

Die nachfolgenden Ausführungen des kürzlich verstorbenen Nancyer Menschenfreundes entnehmen wir dem soeben im Verlage Benno Schwabe & Co. in Basel erscheinenden Büchlein: Emil Coué „Was ich sage".

Suggestion und Autosuggestion.

Angenommen, wir haben ein Kind vor uns, das vergangene Nacht oder heute morgen auf die Welt gekommen ist. Dieses ruht in seiner Wiege. Auf einmal hört man ein leises Wimmern. Sofort stürzt sich eine der anwesenden Personen, etwa der Vater, wenn er gegenwärtig ist, an die Wiege und nimmt das Kind in seine Arme. Wenn diesem nicht tatsächlich etwas fehlt, so hört es nach Verlauf einiger Minuten auf zu schreien. Man legt es alsdann in seine Wiege zurück. Allein das Kind fängt von neuem an zu schreien; man nimmt es abermals auf, und das Geschrei verstummt abermals. Man legt es wiederum auf sein Lager, und das Geschrei beginnt wiederum usw. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte: dieses Kind sucht seinen Eltern etwas zu suggerieren, anders ausgedrückt, es sucht ihnen „Beine zu machen". Und leider gelingt ihm das nur allzu oft. Wenn nämlich die Eltern sich einbilden, wenn sie sich selber „einreden", es sei nötig, das Kind aufzunehmen, wenn es schreit, um seinem Schreien ein Ende zu machen, so verdammen sie sich dazu, fünfzehn oder achtzehn Monate ihres Lebens hindurch einen großen Teil der Nächte mit dem Kind auf den Armen zu verbringen, wo dieses doch unendlich viel besser in der Wiege läge und sie selber in ihrem Bett. Und das Kind, seinerseits, sagt sich in seiner Sprache, die wir nicht kennen, die es aber vollkommen versteht: „So oft ich will, daß Papa oder Mama mich aus meiner Wiege nehmen, brauch' ich nur zu schreien"; und also schreit es. Läßt man es dagegen eine Viertelstunde, eine halbe Stunde oder noch länger einfach schreien, so sagt sich das Kind, angesichts seines Mißerfolges, wiederum in seiner kleinen Sprache: „Oh! Es lohnt nicht mehr der Mühe zu schreien"; und schreit nicht mehr.

Wie Sie also sehen, beginnen wir schon an unserem ersten Lebenstage Suggestion und Autosuggestion zu treiben und fahren damit fort, bei Tag und bei Nacht, bis zu unserer Todesstunde. Auch unsere Träume sind Autosuggestion; sie sind das Werk unseres Unbewußten, und alles, was wir sprechen, und alles, was wir tun im Laufe eines Tages, ist gleichfalls bestimmt durch Autosuggestionen, die so lange unbewußt sind, bis wir sie eines Tages bewußt zu machen wissen.